

Mit der Kraft des besseren Arguments?

Mit Rechten reden – Per Leo, Maximilian Steinbeis und Daniel-Pascal Zorn glauben als Volkspädagogen zu wissen, wie man das macht. Doch so einfach wird das Rezept nicht aufgehen.

S pontan mag die nach Aufforderung klingende Titelaussage dieses Buches irritierend anmuten: Mit Rechten reden? Tun wir doch schon die ganze Zeit! Zumal in Sachsen, wo die AfD bei der letzten Bundestagswahl fast jede dritte Stimme geholt hat, aber etwa auch in manchen Landstrichen Niederbayerns oder Württembergs lässt es sich alltagspraktisch gar nicht vermeiden, mit Rechten zu reden: beim Bäcker und am Kiosk, tagsüber bei der Arbeit und abends im Sportverein.

Doch solch unfreiwilligen Austausch meinen die drei Autoren dieses „Leitfadens“ selbstverständlich nicht. Und der Titel ihres Vademecums zielt auch nicht auf den Sachverhalt, dass in der politischen Kommunikation mittlerweile ständig mit den Rechten geredet wird – nämlich mit Versatzstücken einer rechten Semantik, die allerdings kaum mehr als solche wahrgenommen wird, so sie nur aus der Tiefe des „bürgerlichen“ Raums kommt. Nein, den Herren Leo, Steinbeis und Zorn geht es um mehr. Sie wollen der rechten Praxis der Provokation linken Widerspruchs mit einer Anleitung für den intellektuellen Streit auf Augenhöhe begegnen.

„How to talk with North Korea“ war jüngst ein Beitrag in der „New York Times“ überschrieben, der freilich nicht viel mehr tat, als an das gute alte Diplomatenlatein zu erinnern, wie es im Ost-West-Konflikt über Jahrzehnte hinweg unterhalb des eisigen Kalterkriegs-schweigens praktiziert wurde. Die drei von der Zankstelle aber sind keine Diplomatensohne, sondern streben nach Höherem. Und zwar danach, das „Sprachspiel“ der Rechten zu enttarnen und rechts Redende geschickt aufzulaufen, gewitzt in die Leere laufen zu lassen.

Um es kurz zu machen: Jenes „klassische Eigentor“, welches die als ambitionierte Spielgestalter auftretenden Leitfadentwickler wortreich einer angeblich immer bloß die Moralkeule schwingenden Linken attestieren, schießt das durchweg ohne Vornamen auftretende Diskursterzett hier höchst kollektiv-personlich. Und das liegt nicht nur daran, dass Leo Steinbeis Zorn in ihrem offenbar zügel dahingeschriebenen Buch das eine oder andere rechte Stereotyp mal eben im Vorübergehen affirmieren, von der vermeintlich herrschenden „Moralzensur“ bis zur überhaupteten ideologisch-diskursiven „Behauptung der Linken“ seit dem Zweiten Weltkrieg (!).

Es liegt vor allem an einer beeindruckenden Selbstüberschätzung der drei als Historiker, Jurist und Philosoph fir-



Nicht gelingend war die Kommunikation von Linken und Rechten bei der diesjährigen Frankfurter Buchmesse beim Auftritt des AfD-Politikers Björn Höcke.

Foto dpa

mierenden Berliner Volkspädagogen. Die Grundidee ihres Werkes zielt darauf, die Rechten als Beziehungsproblem zu verstehen: Ohne die Linken seien sie nichts. Das rechte Denken brauche die Linke als seinen Gegenpol, um überhaupt bestehen zu können. Folgerichtig – Argumentationslogik ist in diesem Buch alles – bedarf umgekehrt die Linke existentiell der Rechten, und nicht zuletzt deswegen gehe sie ihr wohl so penetrant auf den Leim des permanenten Wechselspiels von rechter Provokation, linker Empörung und neuerlicher rechter Provokation.

Faktisch betreibe die Linke damit, so die kritische Diagnose, das Spiel der Rechten – wo es doch vielmehr gelte, dieses zu durchkreuzen. Eben dafür fahren die Autoren schweres Geschütz auf, insbesondere einen veritablen Grundkurs Erkenntnistheorie, den sie freilich in leichte, ja popkulturell satisfaktionsfähige Sprache packen – scheinen sie jedenfalls selbst zu meinen, immerhin wird einer der drei ja im Klappentext auch als „Bestsellerautor“ ausgewiesen.

Wie auch immer: Das Kernproblem von „Mit Rechten reden“ liegt in der mit teilweise nur schwer erträglicher Nonchalance vorgetragenen intellektuellen Selbstgewissheit, dass man mit der Macht der Logik den Rechtsrednern den Wind

aus den Segeln nehmen könne. Da werden ihnen in immer neuen virtuellen Dialogen fehlende Unterscheidungskriterien, unangemessene Letztbegründungsansprüche und himmelschreiende Zirkelschlüsse nachgewiesen – und die stets wiederkehrende Annahme ist, nach Aussage der Autoren empirisch belegt, dass die so Daherredenden plötzlich argumentativ ins Schwitzen geraten und ihre nur auf den ersten Blick gefährlich anmutenden Waffen strecken würden.

Man stellt sich die Reaktionen der so ausgekonterten, auf dem Diskursfeld besiegt und geradezu peinlich berührten Schaumschläger bildhaft vor: Mein Gott, ja, ihr habt recht, mein Argument ist ja gar nicht schlüssig! Mein Volksbegriff eindimensional, mein Islamkonzept unterkomplex, meine Widerstandsttätigkeit unhalbtalr! Danke, ihr Ab-Schützen des rechten nichtrechten Redens, dass ihr mich über den Zebrastrifen der wenn nicht Einsicht, so doch der Anerkennung des besseren Arguments geleitet habt!

Die politischen Phantasien des nichtrechten Lesers aber einmal hintangestellt: Es ist der das gesamte Buch tragende und durchziehende Überlegenheitsgestus, die herablassende Attitüde gegenüber Linken und Rechten gleichermaßen, der gegen dieses einnimmt. Wobei die Rechten, all die Gaulands und Kubit-

scheks dieser Welt, mit Buch und Botschaft gut werden leben können. Schließlich soll es ja auch ein Buch „nicht über Rechte, sondern für Rechte“ sein. Und da man diese allein über die Inhalte nicht kriege, mögen Leo-Steinbeis-Zorn ihnen inhaltlich auch nicht in allem widersprechen. So gebe es durchaus „in der sogenannten Einwanderungsgesellschaft genügend Grund, sich zu fürchten“, und „viele unserer Nachbarn“ wünschten sich gegenwärtig „deutsche Führung“. Aha – hoffentlich nur im Diskursiven, im Sinne einer deutschen Gesprächsleitfadenskultur.

So gewiss sich die Autoren allerdings ihrer argumentationslogischen Potenz sind, so widersprüchlich lesen sich ihre eigenen Aussagen zugleich. Denn einerseits attestieren sie den Rechten Vorstellungen und Überzeugungen, die „nie im Leben mehrheitsfähig“ seien und denen daher mit mehr Gelassenheit begegnet werden könne. Zugleich konzedieren sie aber, dass es in der Tat – die Quelle des Befundes bleibt unerwähnt – „ein sehr weit verbreitetes Unbehagen an der deutschen Erinnerungskultur“ gebe. Die These vom „Schuldskult“ finde ebenso „bis weit in die Mitte der Gesellschaft“ Wiederhall wie „die eher indirekten Formen des Antisemitismus“, weswegen es „unklug“ sei, die Rechten „allzu aggressiv“ anzugreifen,

weil man dadurch nur „unnötig“ Solidarisierungseffekte hervorbringe. Was soll man als Nichtrechter dazu sagen?

„Über die Qualitäten des Buches“, so heißt es dort einleitend, „sollen letztlich andere urteilen, solange sie zugeben, dass es recht lustig ist. Und äußerst klug.“ Nun, dem nur notdürftig als Ironie verkleideten Narzissmus der Autoren wird man wohl antworten müssen: Nein, es ist nicht lustig. Und vornehmlich ungemein altklug. Und es passt schließlich zum gesamten Duktus des Werkes, wenn im Nachklapp zum Text der Verlag für weitere einschlägige Publikationen aus dem Hause wirbt – neben Zorns „Logik für Demokraten“ auch für Carl Schmitts „Gespräch über die Macht und den Zugang zum Machtthron“ sowie Ernst Jüngers „In Stahlgewittern“. Zu schade, dass man mit den beiden nicht mehr reden kann. Sie hätten sich so darüber gefreut. STEPHAN LESSENICH

Per Leo, Maximilian Steinbeis, Daniel-Pascal Zorn: „Mit Rechten reden“. Ein Leitfaden.

Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2017. 183 S., br., 14,- €.



Das Flickwerk unseres Lebens

Ljudmila Ulitzkaja macht aus ihrer Familiengeschichte einen Roman über die vergangenen hundert Jahre in Russland

„Manche Leute kaufen sich zerfetzte Jeans, wir flicken sie“, sagte Ljudmila Ulitzkaja 2015 in einem Moskauer Radio-Interview. Ihr damals im russischen Original und nun auch auf Deutsch erschienener Roman „Die Jakobsleiter“ soll solch ein „Flickwerk“ sein. Vor Jahren fand diese Doyenne der russischen Literatur fünfshundert Briefe ihrer Groß-



Ljudmila Ulitzkaja: „Die Jakobsleiter“. Roman.

Aus dem Russischen von Ganna-Maria Braungardt. Hanser Verlag, München 2017. 608 S., geb., 26,- €.

eltern aus den Jahren 1911 bis 1954. Daran entstand ein sechshundertseitiges Familienepos, dessen Handlungsstränge hundert Jahre russisch-sowjetischer Geschichte umspannen, kein autobiographischer Roman, wie die Schriftstellerin betont, denn viele Lücken konnten nur mit Fiktion gefüllt werden.

Ähnlich wie Ulitzkaja erbt ihre Protagonistin Nora, eine junge Bühnenbildnerin und Mutter eines wenige Wochen alten Sohnes, im Winter 1975 eine Kiste mit Briefen. Sie gehören zum überaus bescheidenen Nachlass ihrer gerade verstorbenen erzkommunistischen Großmutter Marussja, zu der Nora schon lange keinen Kontakt mehr hatte. Die Briefe wirken wie Entwicklerflüssigkeit und Fixierbad in der Fotografie: Aus den latenten Bildern, den weißen Flecken der Familie, lösen sich plötzlich Figuren und Schicksale heraus, die vor allem Noras Großvater Jakob Ossetzki betreffen. Hatte Ulitzkaja in ihrem letzten Roman den russischen Achtundsechzigern ein Denkmal gesetzt, so ist dieser Roman der bürgerlichen Intel-

lignenzia der Gründerjahre der Sowjetunion gewidmet.

Jakow und Marussja stammen aus Kiew und erleben als junge Juden die Pogrome und Diskriminierungen in den letzten Jahren des Zarismus. Marussja entkommt dem kleinbürgerlichen Milieu einer Uhrmacherfamilie über eine Ausbildung zur Fröbel-Kindergärtnerin. Sie begeistert sich für Ausdruckstanz und studiert dazu in Moskau. Jakow, der sie in allem unterstützt, wird auf Wunsch des Vaters Wirtschaftswissenschaftler, obwohl seine Leidenschaft für die Musik gilt. Es ist eine auch im Sexuellen moderne Form des Miteinanders, getragen von Respekt und Leidenschaft. Die Einführung antijüdischer Quoten an den russischen Universitäten zwingt Jakow, sich den Studienabschluss mit einer zweijährigen Verpflichtung in der zaristischen Armee zu verdienen, die erste ernste Probe ihrer Liebe. Wie viele säkulare Juden begrüßen beide die Revolution und engagieren sich im neuen Staat.

Doch Marussjas Karriere gerät ins Stocken, moderner Tanz gilt bald als dekadent, der 1915 geborene Sohn Genrich erweist sich als schwierig, die Umstände im Bürgerkrieg und der jungen Sowjetunion sind es ohnehin. Anfang der dreißiger Jahre gerät Jakow, der sich als Verwaltungsspezialist in Moskau einen Namen machen konnte, in die Fänge des Regimes. Seine bürgerliche Herkunft tut ihr Übriges. Er wird für mehrere Jahre verbannt. Die Ehe besteht diese Prüfung nicht, kurz vor seiner Entlassung lässt sich Marussja, die ihm nicht in die Verbannung gefolgt war, scheiden. Auch der Kontakt zum herangewachsenen Sohn bricht ab. Als Kind eines „Volksfeindes“ muss Genrich den Traum von einer Karriere in der Luftfahrt begraben. Mit kurzen Unterbrechungen verbringt Jakob die Jahre bis zu seinem Tod 1955 in stali-

nistischen Lagern. Seine letzte Verurteilung 1948 erfolgt im Zusammenhang mit den antisemitischen Prozessen, er hatte für das Jüdische Antifaschistische Komitee Berichte zur Lage im Nahen Osten verfasst.

Ein einziges Mal, 1954, begegnen sich Großvater und Enkelin. Jakow trifft die damals Zehnjährige und seinen Sohn auf der Durchreise aus dem Lager an seinen letzten Wohnort in der Provinz. Für Moskau erhält der einstige Gulag-Häftling keine Aufenthaltserlaubnis. Nora, aus deren Perspektive der Roman erzählt wird, bildet den zweiten, den, wenn man so will, zeitgenössischen Erzählerstrang. Von ihrer Großmutter nach der unangepassten Heldin Ibens benannt, heiratet sie ihren Klassenkameraden Vitja, ein autistisches Zahlengenie,

mit dem sie nie zusammenlebt, der aber Vater ihres Sohnes Jurik wird. Ihre Liebe gilt dem georgischen Theaterregisseur Tengis, der in Tiflis Familie hat, sich jedoch auch nach der Trennung von seiner Frau nie so ganz für Nora entscheidet. Um sie, bei der aus Liebe Freundschaft und aus Freundschaft Liebe wird, scharft sich aber bald eine wachsende globale Patchwork-Familie.

In den Briefen unserer Großeltern stecke, so die Autorin, die eigentliche Wahrheit, eine jenseits von Geschichtsbüchern, eine vom Leben und Schicksal. Wer seinen Platz in der Welt finden wolle, müsse verstehen, dass er nur ein Glied in einer langen Kette sei, die uns mit allen Menschen verbinde. Wie in Russland, so habe es auch in Deutschland eine schweigende Generation gegeben,

in deren Sprachlosigkeit sich die in die Familien einbrechenden Greuel jener Zeiten als stummes Echo wiederfinden. Aus Jakows Briefen tritt ein Mensch hervor, der allen Widrigkeiten seines Lebens einen zuweilen fast skurril anmutenden optimistischen Wissensdrang entgegenstellt, während Marussja zur ideologischen Fanatikerin wird, um die zerbrochenen Träume von Liebe, Glück und einer Bühnenkarriere zu kompensieren. Irgendetwas, so die studierte Genetikerin Ulitzkaja, geben sie an ihre Nachkommen weiter, musikalisches Talent oder die Manie, Aufgabenslisten zu schreiben.

Doch so recht bricht die zunehmend spröde anmutende und schließlich ganz abrießende Korrespondenz der Großeltern das Schweigen nicht auf, ausge-rechnet ihre Figuren bleiben in diesem sonst so lebensprallen Buch irgendwie statisch. Selbst hinter der munter erzählten Emanzipationsgeschichte Noras, die von einem rebellischen Hippie der sechziger Jahre zur lebensklugen Frau und gefeierten Künstlerin wird, scheint sich eine andere Erzählung zu verstecken, so als fände ein Teil des Stückes nicht auf, sondern hinter der Bühne statt. Der Leser kann nur ahnen, warum aus so vielen Theaterprojekten Noras nichts wird, während die Bilder aus der New Yorker Musik- und Junkie-Szene überaus greifbar erscheinen.

Vielleicht ist die Balance zwischen Distanz und Nähe in einem Roman über die Großeltern, denen man nie begegnet ist, eine ganz eigene Kunst, besonders dann, wenn sich ihre Schicksale in die eigene DNA eingeeignet haben, wie es in der Sowjetunion gang und gebe war. Die bitterste Wahrheit ihrer Familie findet Nora am Ende nicht in den Briefen der Großeltern. Sie liest sie in den Archiven des sowjetischen Geheimdienstes, in der Akte ihres Großvaters. SABINE BERKING



Findet bittere Wahrheiten in den Archiven des sowjetischen Geheimdienstes: die Schriftstellerin Ljudmila Ulitzkaja

Foto Anita Schiffer-Fuchs

Robuste Verletzbarkeit

Die Planstelle „Philosophischer Ratgeber“ ist im deutschen Buchmarkt von Wilhelm Schmid besetzt. Das ficht den Jesuiten Michael Bordt nicht an, ein eigenes Gärtlein anzulegen: Der Autor, Jahrgang 1960, ist Professor für Ästhetik, philosophische Anthropologie und Geschichte der Philosophie an der Hochschule der Jesuiten in München. Dort hat er ein Institut für Philosophie und Leadership ins Leben gerufen. Seine gesammelten Erfahrungen kondensiert er zu Denkanstößen in Buchform, zuletzt etwa „Die Kunst, sich selbst zu verstehen“ (2015). Nun geht es um die Eltern. Das passt in die Großwetterlage: Wir erleben derzeit eine Flut von Büchern über die Enkelgeneration, die Klarheit über ihre Prägungen sucht. Ausgangspunkt ist die Überlegung: „Gibt es jemanden, den Sie gerne enttäuschen würden?“ Vermutlich stünden auf einer solchen Liste bei vielen Lesern die Eltern weit oben. Daran will der Autor arbeiten, denn er ist überzeugt – „nur wer mit seinen Eltern seinen Frieden gefunden hat, kann ein innerlich freier Mensch werden“. Viele Eltern missbrauchen unbewusst das Vertrauen des Kindes, was dieses als schwere Enttäuschung erlebt und häufig nie bewältigt. Bordt plädiert deshalb im Erwachsenenalter für eine „robuste Verletzbarkeit“ im Umgang mit den Eltern. Aber wie steht es mit der Dankbarkeit, mit der emotionalen Rückgabepflicht für erbrachte Aufzuchtleistungen? Im Idealfall müssten die Eltern zulassen, enttäuscht zu werden. Für einen Ordensmann ist Bordt erstaunlich zurückhaltend, was das Thema Glauben angeht, aber an den entscheidenden Wegmarken hält er es doch mit dem Rebellen Jesus. hhm

Michael Bordt: „Die Kunst, die Eltern zu enttäuschen“. Vom Mut zum selbstbestimmten Leben. Elisabeth Sandmann Verlag, München 2017. 96 S., geb., 10,- €.

Dreißigjähriger Krieg für Einsteiger

Kann man den Dreißigjährigen Krieg in Kurzform erzählen? Christian Pantle kann es, weil er vieles wägt, was in der akademischen Historiographie zum Standard gehört: Schlachtbeschreibungen (mit der sinnvollen Ausnahme der ersten Schlacht von Breitenfeld), Exkurse zu Reformation und Gegenreformation, Erörterungen zur Reichsreform und zur französischen, schwedischen und habsburgischen Großmachtspolitik. Stattdessen findet Pantle, Ex-„Focus“-Redakteur und heute Chef des Monatsmagazins „G/Geschichte“, seinen roten Faden durch das Chaos der Epoche in zwei Ego-Dokumenten, die aus den Zeitzeugnissen herausragen: dem Tagebuch des Söldners Peter Hagendorf und den Aufzeichnungen des Andechser Abts Maurus Friesenegger. Mit ihnen zieht er von Italien über Magdeburg nach Nördlingen und Alerheim oder lässt die Furie des Krieges um den Klosterberg am Ammersee toben. Und wo ihm zeitgenössische Gewährsleute fehlen, findet er Rat bei Golo Mann und Schiller oder bei dem Briten Peter H. Wilson. Pantles Buch ist, so gesehen, weniger eine Gesamtdarstellung als eine Art Reader zum Dreißigjährigen Krieg. Aber die Zitate sind so geschickt montiert, die erzählenden Passagen so flüssig formuliert, dass man den Band schneller durchliest als ein einziges Kapitel bei den Altvorderen. Für Einsteiger dringend empfohlen. kil

Christian Pantle: „Der Dreißigjährige Krieg“. Als Deutschland in Flammen stand. Propyläen Verlag, München 2017. 368 S., br., 18,- €.

Einer von vielen Unbekannten

Am 29. Juli 1941 gerät Josef Anton Baldermann ins Räderwerk des nationalsozialistischen Staatsterror. Der Metallarbeiter wird unter der Beschuldigung „Betätigung für die Kommunistische Partei“ von der Werkbank weg festgenommen. Zunächst in Wien inhaftiert, wird er Anfang 1942 ins schlesische KZ Groß-Rosen gebracht, im Juni nach Berlin-Moabit, am 9. Oktober 1942 vom Volksgerichtshof in Berlin wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ zum Tod verurteilt, in den Todesblock in Plötzensee überstellt und am 2. März 1943 dort durch die Guillotine hingerichtet. 1903 im Wiener Proletariaterviertel Brigittenua in drückender Not hineingeboren, war Baldermann ein Kind des Roten Wiens, Sozialdemokrat von klein auf, Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend, des Arbeiter-Athleten-Clubs, des Republikanischen Schutzbunds. In den Jahren 1939 und 1940 arbeitete er in einer kleinen kommunistischen Betriebszelle mit, die Flugzettel verbreitete und Geld für Angehörige von Verhafteten sammelte. Er war einer von 1507 kommunistischen Widerständlern, deren die Gestapo-Liste Wien 1941 habhaft wurde. Marianne Enigl schreibt ihn nun – stellvertretend für die vielen weiterhin ungenannten „kleinen Leute“ – mit ihrer Biographie in die Erinnerung an den NS-Widerstand ein. Im Mittelpunkt steht die Korrespondenz aus der neunzehn Monate währenden Haft: couragierete Briefe, in denen er seine verzagte Familie aufmuntert, sich nicht unterkriegen zu lassen, nicht eloquent, aber ungemein beredt und in ihrer Schlichtheit tief berührend. walt

Marianne Enigl: „Baldermann“. Wien 1903 – Berlin-Plötzensee 1943. Eine Arbeitergeschichte im Roten Wien. Mandelbaum Verlag, Wien 2017. 235 S., Abb., br., 19,90 €.